

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Lesefrüchte

(K. Helligenstedt)



„Hilde meint, Männer über fünfundvierzig seien ab zehn Uhr abends müde und ungefährlich.“
„So — — und woher weiß Hilde das?“ — „Aus Büchern, sagt sie.“



DIE SACHE MIT DEM TASCHENBLEISTIFT

Von Walter Foltzick

Ich weiß, Sie haben einen Taschenbleistift. Ich vermute, Sie haben den Taschenbleistift nicht in der Tasche, sondern irgendwo. Wenn Sie den Taschenbleistift aber doch in der Tasche haben, so besitzen Sie ihn gewiß erst kurze Zeit; Sie werden ihn geschenkt bekommen haben. Solche Bleistifte kauft man nicht selbst, sondern man erhält sie als Geschenk von lieber Hand. Sie sind kein Hauptgeschenk, sondern ein Nebengeschenk, Zuwaage für andere Geschenke.

In vielen Fällen werden Taschenbleistifte auch gefunden. Man findet sie in der eigenen Tasche, man weiß aber nicht, wie sie dahinein gekommen sind. Von Diebstahl kann hier nicht gesprochen werden. Wenn man sie geschenkt bekommt oder zufällig bei sich findet, sagt man: „Ah, wie praktisch!“, und schraubt etwas an ihm herum.

Taschenbleistifte sind immer zum Schrauben. Daran erkennt man überhaupt einen Taschenbleistift. Das Technische ist sehr interessant an ihnen und deshalb nimmt man sie erst mal auseinander. Wenn man länger daran schraubt, fällt das schwarze Stängel raus, mit dem man schreibt. Vielleicht findet man es dann wieder auf dem Fußboden. Wenn nicht, tut man einen neuen Farbstift hinein, der sich irgendwo in dem Bleistift in einer Geheimkammer aufhält.

Man hat mit so einem Bleistift zuerst alle Hände voll zu tun und das ist schön, denn während dieser Zeit braucht man nicht mit ihm zu schreiben, sondern kann sich nur so mit ihm beschäftigen. Der Taschenbleistift besteht immer aus Materialien, aus denen Bleistifte sonst nicht bestehen, zum Beispiel aus Gold oder Silber oder Metallen, die so ähnlich aussehen wie Gold oder Silber, und natürlich auch aus Preßstoffen. Was bestünde nicht heutzutage aus Preßstoffen! Niemand wird ein Taschenbleistift angespißt, er darf gar nicht angespißt werden, denn sonst wäre es kein Taschenbleistift, sondern ein ganz hundsordinärer praktischer Bleistift.

Leute, die berufsmäßig schreiben, wie Rechtsanwälte, Dramatiker und niedere Schriftsteller, schreiben niemals mit einem Taschenbleistift, weil sie keinen bei sich haben. Das versteht sich von selbst, denn Schreiber, Autoschlosser und Grobschmiede haben in ihrer Freizeit auch keine Taschensäge, keinen Taschenschraubstock oder Taschenvorschlaghammer bei sich. Selbstverständlich haben die Schriftsteller und die andern Schreibtischler massenhaft Taschenbleistifte zu Hause, die ihnen geschenkt wurden, damit sie sie benutzen, wenn ihnen zufällig mal unterwegs irgend etwas einfiele. Aber vielleicht fällt ihnen zufällig gar nichts unterwegs ein. Je mehr Taschenbleistifte einer bei sich hat,

desto weniger benötigt er sie. Da sind z. B. die Buben, die immer einige Taschenbleistifte in dem reichhaltigen Sortiment ihres Tascheninhalts bei sich tragen. Sie haben sich nichts aufzuschreiben. Sie haben die Bleistifte nur wegen des Technischen und wegen des Auseinandernehmens bei sich. Auf diese Weise werden die Taschenbleistifte verbraucht, sonst hätten sie ewigen Bestand und wir würden in Taschenbleistiften ersticken. Die Buben vertreten im Haushalt die Milben und Würmer und Käfer einnehmen, die Abgestorbenes wieder zu Erdkrümmern machen.

Ich glaube, auf diese gemeinnützige Tätigkeit der Buben wurde bisher noch zu wenig hingewiesen.

Früher konnte man durch die Taschenbleistifte hindurchsehen. Wenn man das tat, sah man den Drachenfels am Rhein oder das Bad Elster oder den Wasserfall in Bad Gastein, oder die Kurpromenade von Karlsbad oder die Peterskirche von Rom oder andere wichtige Stätten der Erinnerung. Jetzt kann man durch keinen Bleistift mehr hindurchsehen, weil das kitschig geworden ist. Ich bedaure es aufrichtig, denn ich habe auf diesem Wege viel von den Sehenswürdigkeiten der Welt zuerst kennengelernt, und die Taschenbleistifte erfüllen damit einen guten und belehrenden Zweck.

Warum heißt die Goethestraße Goethestraße? / Von Jo Hanns Rösler

Manche Menschen haben oft die sonderbarsten Einfälle. „Theodor, ich muß mal recht zum fragen —“, „Frag nur, Mathilde, frag nur!“

„Sag mal, warum heißt eigentlich die Goethestraße Goethestraße?“ „Wie?“ „Warum heißt die Goethestraße Goethestraße?“ Theodor schlug halb verärgert, halb belustigt auf den Tisch: „Das heißt ich eine wirklich dämliche Frage, Mathilde! Warum heißt der Baum Baum und der Meier Meier?“

Mathilde schüttelte energisch den Kopf: „Das kannst du nicht in einen Topf werfen, Theodor! Straßennamen haben doch Sinn und Bedeutung. Die Bahnhofstraße führt zum Bahnhof, die Hafensstraße zum Hafen und die Rathausstraße zum Rathaus. Die Goethestraße führt aber nie und nimmer zu Goethe. Warum heißt also dann die Goethestraße Goethestraße?“

Wenn Männer nicht weiter wissen, tun sie so, als ob sie es ganz genau wüßten. Theodor sagte darauf: „Weil Goethe hier seine berühmte Glocke geschrieben hat.“

„Aber Theodor! Wenn dich jemand hört! Goethe hat doch niemals die Glocke geschrieben?“

„So? Wer soll sie denn dann geschrieben haben?“ spottete Theodor, „etwa der Papierwärenhändler Meier von gegenüber? Festgemauert in der Erde steht die Form aus Lehm gebrannt,“ ist Goethe, reiner, unverfälschter Goethe!“

„Unsinn, Theodor!“ meinte Mathilde, „die Glocke ist von Schiller.“

„Da siehst du wieder, wie du dumm daherredest“, sprach Theodor empört, „von Schiller ist der Teil mit dem trefflichen Schlusswort: dem Manne kann geholfen werden! Wer solch praktische Sätze schreibt und auch die Sache, wo der Mann mit seiner Frau spazierengeht, die vor jedem Modeladen stehenbleibt: Siehst du den Hut dort auf der Stange? und er antwortet: „Komml Laßt uns gehen!“ — nein, nein, Mathilde, Schiller kannte das Leben in und auswendig, der hat niemals solche verworrene Dinge wie die Glocke geschrieben! Außerdem, schon daran mußst du es merken: Glocke — Goethe — Goethe — Glocke — o — ö — mit zwei o in der Mitte — Glocke — Goethe — aber Schiller — Glocke — das klingt gar nicht, das ist unmöglich!“

Mathilde war sauer wie eine Taube. „Ja, wollen uns nicht streiten, Theodor!“

„Tun wir ja gar nicht, Mathilde. Ist ja wohl letzten Endes ganz wurscht, wer die Glocke geschrieben hat. Wie sagt der große Dichter: Name ist Schall und Rauch.“

„Bei Straßennamen aber nicht“, begann Mathilde wieder, „das muß doch seinen Grund haben, warum eine Straße Goethestraße heißt.“

„Hat es auch, Mathilde, hat es auch! Siehst du, wenn sie so eine Stadt bauen, da setzen sie hierhin den Bahnhof und dorthin das Rathaus, dort bauen sie die Kirche und daneben ein

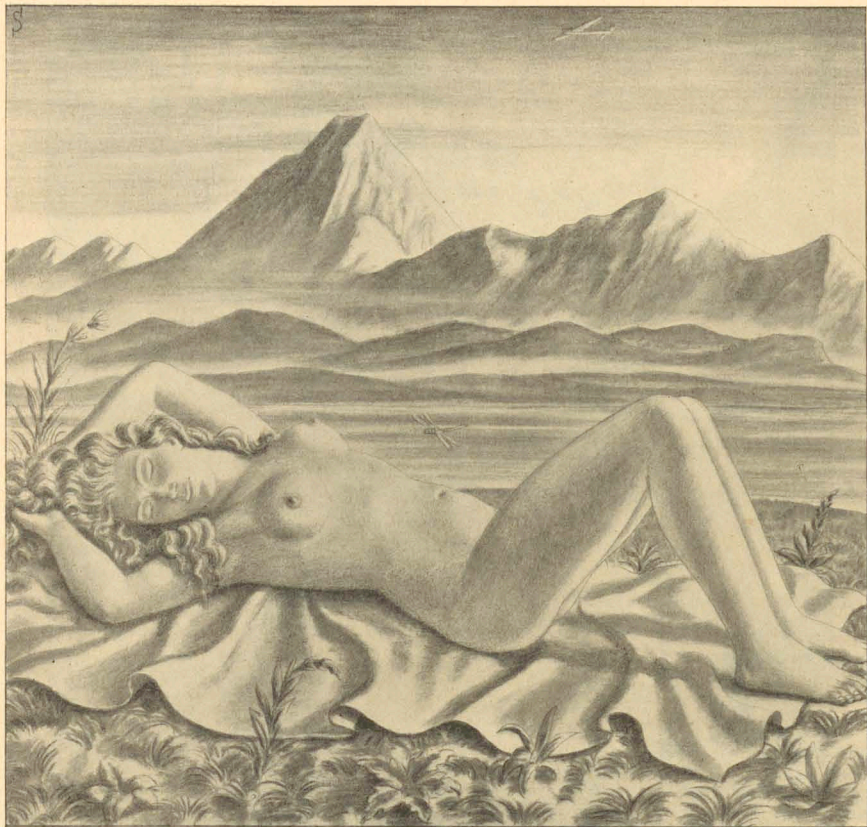
P f i n g s t e n

Von Katalóstr

Wieder einmal erscheint die Gemeine,
daß ihr der heilige Geist erscheine,
der, was ihr hoffentlich alle weißt,
eine Taube himmlischer Herkunft ist.

Wenn er (oder sie) nun wirklich käme
— wie man ihn (sie) wohl entgegen nähme?
Im ganzen nämlich ist — Gott sei's geflagt —
der Artikel Geist nur wenig gefragt.

Wobei ich jedoch die Vermutung höge,
falls er (sie) gebraten ins Maaß uns flöge,
womöglich tranchiert und auch sonst recht bequem,
daß dann jedermann rief: nochmals von dem!



Theater. Nun ist die Stadt fertig. Jetzt haben sie auch zugleich die Straßen. Da läuft die Bahnhofstraße, da die Rathausstraße, dort kommt die Kirchenstraße oder Domgasse, je nachdem, Mathilde, du verstehst? Und dann nennen sie die Straße zum Theater eben die Theaterstraße. Nun brauchen sie aber noch kleine Straßen, so dazwischen, so mehr drumum um die Gebäude. Und da wählen sie nun Symbole.

„Was für Dinge?“
 „Die Symbole, Mathilde! Bleiben wir gleich beim Theater. Vorn läuft die Theaterstraße. Nun muß doch hinten auch eine Straße sein, wo die Schauspieler hingehen. Und diese hintere Straße muß auch einen Namen haben. Und da setzen sie sich nun hin und denken nach, was mit dem Theater zusammenhängt.“

Mathildes Miene erhellte sich. — „Warme Würstchen!“ rief sie.

„Was haben denn warme Würstchen mit dem Theater zu tun?“

„In der Pause gibt es immer welche, Theodor!“
 „Aber das ist doch kein Symbol für ein Theater!“
 „Warum nicht?“ meinte Mathilde, „für manche Leute sicher.“

„Man kann doch eine Straße nicht Warme-Würstchen-Straße nennen!“ Mathilde lächelte nur.

„Ich habe einmal eine Straße gekannt — in Köln — die hieß Frankfurter Straße.“ „Na und?“
 „Frankfurter sind doch auch warme Würstchen!“ Theodor verschlug es die Rede.

„Deine Phantasie spricht Bände, Mathilde! Zum Glück denken nicht alle Leute so. Und sie suchen jetzt ein Symbol des Theaters. Und in erster Linie gehören zum Theater die Dichter, die großen Dichter des Volkes, Schiller, Kleist und nicht zuletzt Goethe. Goethe war der größte deutsche Dichter und ihm verdankt das Theater

unendlich viel.“ Theodor hatte gesprochen, Mathilde schwieg. Aber nicht lange.

„Und?“ fragte sie. „Wieso und?“
 „Du wolltest mir doch erklären, warum die Goethestraße Goethestraße heißt?“
 Theodor griff sich verzweifelt an den Kopf.

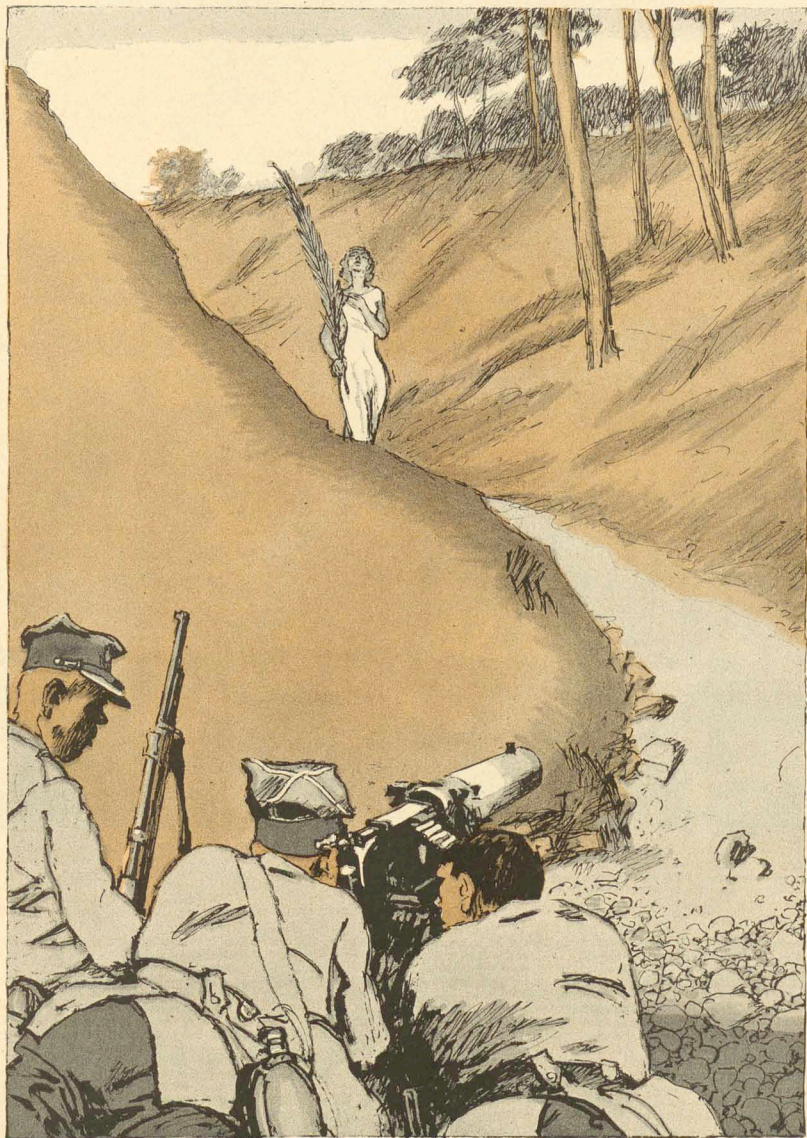
„Aber das habe ich dir doch eben erklärt!“
 „Du hast es mir erklärt? Da müßte ich es doch auch verstanden haben! Erklären heißt, es jemandem verständlich machen.“

„Jemandem ja!“ schrie Theodor, „aber nicht dir! Dir kann man ja nichts verständlich machen! Du kannst es und du willst es einfach nicht verstehen!“

Da lächelte Mathilde und sagte: „Weil alles, was du erzählt hast — vom Theater, Symbol und den Dichtern — ganz falsch war. Ich weiß, warum die Goethestraße Goethestraße heißt.“
 „Da bin ich begierig!“ „Weil sie auf den Platz führt, wo das Café Goethegarten liegt.“

Polnischer Korridor

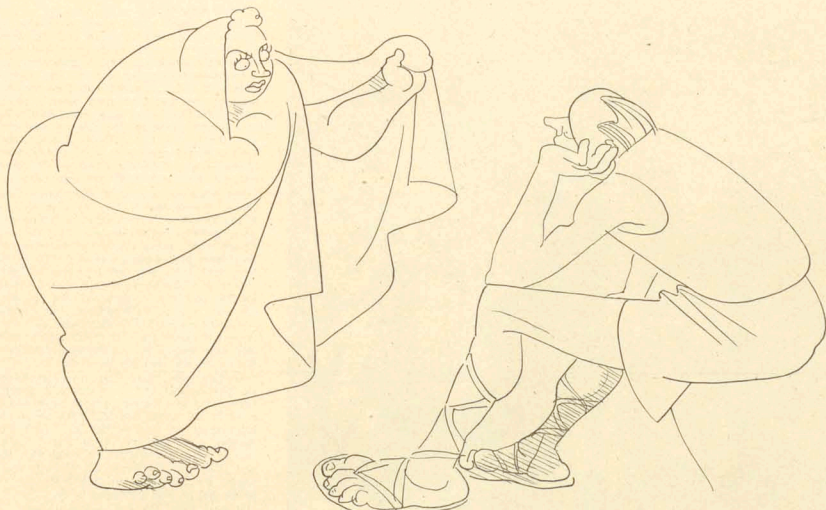
(E. Thöny)



„Durch diese hohle Gasse muß er kommen ...“

Juno und Paris

(Fr. Bliker)



ONKEL COSMO

VON H. E. BATES

Mein Onkel Silas und mein Onkel Cosmo gehörten zwei verschiedenen Welten an; aber sie waren Männer vom gleichen Schlag.

Onkel Cosmo war ein kleiner Mann von schmucker Erscheinung mit gewichtigem Schnurrbart, an seiner rechten Hand einen Goldring und ein weinrotes Petschaft an seiner goldenen Uhrkette, und einen grünen Filzhut auf dem Kopf. Er trug einen schneidigen Spazierstock mit Silberkücke, rauchte Zigarren und sah genau aus wie das, was er war: ein Stutzer. Wenn Onkel Silas das schwarze Schaf für die eine Hälfte der Familie war, so Onkel Cosmo das schwarze Schaf für die andere. Er tat gewohnheitsmäßig etwas Schreckliches, das ihm wohl niemand vergab: er verlebte seine Winter im Ausland. Er sandte uns dann Ansichtskarten von Orangenhainen in Mentone, vom Golf von Neapel, vom Vesuv, von den Gondeln Venedigs, von sich selbst in einem Strohhut an Weihnachts in Pompeji, und schrieb schwungvoll: „Morgen weiter nach Griechenland und Port-Said, vor der darauffolgenden Spritztour nach Cayton“. Er stand im Rufe — wenn auch niemand das je ausgesprochen —, eine Geliebte in Nizza zu haben, und etwas von einem Skandal in Colombo wurde gemunkelt. Jedesmal wenn er im Frühjahr nach Hause zurückkehrte, brachte er uns frisch vom Baum gepflückte Orangen mit sizilianische Topfereien, orientalische Kissen, Muscheln aus der Südsee, Klumpen goldgeäderten Quarzes und die Kriegsbeile eingeborener Häuptlinge, nebst einer Anleitung, wie man Spaghetti zu essen habe. Er drehte sein Petschaft und erzählte wunderbare Geschichten von heißen Geisern auf fernen südlichen Inseln, von Bananen (20 Stück für einen Pfennig), und wie er in Kairo fast ein Duell mit einem Franzosen ausgetragen habe. Ein Weltmann, von höflichen Manieren, ein Damenheld, war Onkel Cosmo, ein Mann, der allerhand Ein-

druck machte. Der einzige nicht von Cosmo beeindruckte Mensch war mein Onkel Silas. „Du bist viel herumgekommen, Cosmo“, pflegte er zu sagen, „aber du hast nicht viel geleistet“.

„Wer hat nicht? Ich bin über die halbe Erdkugel gereist, Silas, während du hier sitzt und preisgekrönte Stachelbeeren züchtest.“

„Mag sein“, sagte Silas, „mag sein. Aber wir haben nur dein Wort zum Bürgen. Nach dem zu urteilen, was wir davon wissen, könntest du ebenso gut den Winter in einer Pension in Brighton verbringen.“

„Silas“, sagte Onkel Cosmo, „ich könnte dir Geschichten von Orten zwischen hier und Adelaide erzählen, daß du vor Neid gelb würdest.“

„Schön, also erzähle. Niemand hindert dich.“

„Ich will dir erzählen. Nur eben dies: Da gibt es eine Wüste in Assyrien, die nie eines Menschen Fuß betreten hat und die so breit ist, daß man drei Jahre brauchen würde, um sie auf einem Kameel zu durchqueren. Nun, eines Tages —“

„Hast du jemals diese Weißt du durchquert?“

„Nein, aber...“

„Dann wie zum Teufel weißt du, daß man drei Jahre braucht, um sie zu durchqueren?“

„Ja, sie ist...“

„Was ich mir dachte“, sagte Silas. „Ganz was ich mir dachte. Du hörst diese Asas, Cosmo, du hörst vieles, und du bist viel herumgekommen, aber du hast nicht viel ausgerichtet. Jetzt, nimm einmal die Frauen: wie steht es mit dieser Liebschaft in Nizza?“

„Ich habe nie eine Liebschaft in Nizza gehabt!“ Da haben wir's. Ganz wie ich mir's dachte. Viel Geschwätz und nichts dahinter.“

„Sie wohnt in Monte-Carlo!“

„Nun, das ist nichts so Wunderbares!“

In seinem Stolz verletzt, holte Onkel Cosmo tief Atem, trank einen Schluck von meines Onkels Silas Wein, als ob es Rettungsgift wäre, machte

wieder einen blasierten Mund und sagte: „Du scheinst mich nicht recht zu verstehen. Es handelt sich nicht nur um eine Frau in Monte-Carlo, Silas. Da ist eine andere in Cannes und eine in Marseille und zwei in Venedig. Ich habe eine andere, die in einem alten Palazzo in Neapel wohnt, zwei mit denen ich machen kann, was ich will, in Rom, ein Griechenschmädchen in Athen und zwei kleine Syrierinnen in Port-Said. Sie essen mir alle aus der Hand. Weiter ist da die Nichte eines Comtes in Colombo und eine Norwegerin in Singapur, und ich habe vergessen, ob vier oder fünf französische Mädchen in Schanghai. Dann natürlich in Japan...“

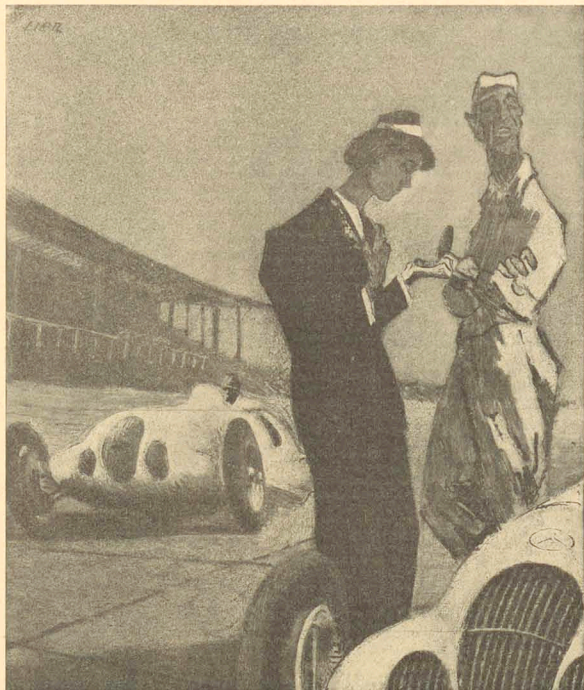
„Wart einen Augenblick!“ sagte Silas. „Ich dachte, du würdest zu deiner Erholung reisen?“

„Dann ist da in Hongkong eine Russin, die eine Schildkröte tätowiert hat auf ihre...“

„Nun, auch daran ist nichts Wunderbares. Im ‚Schwan‘ in Harlington gab es ein Barmädchen, die einen Kuckuck oder etwas dergleichen tätowiert hatte auf...“

„Jawohl, es war ein Kuckuck“, sagte Onkel Cosmo. „Ich weiß das, denn ich habe sie dazu veranlaßt, sich das machen zu lassen. Sie liebte mich, Ja, es war ein Kuckuck. Und daher kam es, daß man immer zu sagen pflegte, man könne den Kuckuck in Harlington früher als sonst irgendwo in England sehen.“

Mein Onkel Silas war nicht beeindruckt. Er richtete seine blutunterlaufenen Augen zur Decke und was unerschüttert zweifelnd, böse und ungerührt drein. Wenn mein Onkel Cosmo dann fortfuhr, das Abenteuer der beiden Nennen in Bologna zu erzählen, übertrumpfte es mein Onkel Silas mit dem Abenteuer der drei Adventistinnen in Skegness. Erzählte Onkel Cosmo die Geschichte, wie er im Hemd von einem französischen Ehemann in Biarritz mit gezückter Pistole gestellt worden war, tischte mein Onkel Silas



„Mach rasch mit dem Naseputtern, Ella, — ich brauch die Puderdose, daß ich nachher den Leuten ein Maskottchen vorzeigen kann, von dem ich mich nach altem Rennfahrerbrauch nie trenne . . .“

auf, wie ihm ein Wildhüter in Bedfordshire mit einer Doppelflinte den Hut vom Kopfe geschossen hatte. Je höher sich mein Onkel Cosmo verstieg, desto besser behagte es meinem Onkel Silas. „Habe ich dir jemals“, fragte Onkel Cosmo, „von den drei Wochen erzählt, die ich in einem Schloß in Arles mit der Frau eines französischen Grafen verlebte?“ „Nein“, sagte Silas. „Aber habe ich dir je von dem Monat erzählt, den ich mit der Tochter der Herzogin in Stoke-Castle verbrachte? Der Lady Susanna. Du kennst dich an sie erinnern?“ „Tja, ich . . . Wie lang ist das her?“ „Es war im Winter 93. Du mütest dich ihrer entsinnen. Sie pflegte zweimal die Woche nach Harlington hinunter zu kutschieren, mit einem Lakaien in einem Dogcart.“ „Was sie schwarzhaarig?“ „Das ist sie schwarz. Lange Haare, schwarze Augen und lange schwarze Wimpern. Berückend.“ „Nun, Silas, da du schon davon sprichst, muß ich dir . . .“ „Wart einen Augenblick, Cosmo. Du weißt, was man von diesem Mädchen zu sagen pflegte?“ „Hm . . . nja . . .“ „Sie habe nie in ihrem Leben einen Mann angehaucht. Kalt wie ein Fisch. Niemand durfte sie berühren. Kerle von überallher waren hinter ihr her gewesen — ganz London. Nichts zu machen, Cosmo. Sie aß nur eben im Schloß, sah zum

Fenster hinaus und malte Bilder. Verstehst du? Du kennst doch das Schloß in Stoke? Es steht unten am Fluß.“ „O freilich, Silas! Sehr gut, sehr gut.“ „Die Gärten erstrecken sich bis herunter zum Fluß“, sagte Silas. „Nun, in jenem Winter war aus Lengeweile die Versuchung zu groß für mich und ich fischte dort manchmal unerlaubterweise Aale und Graszüchte. Verstehst du? Um sechs Uhr eines Morgens kam ich unter der Schloßmauer daher, mit Aalen in einem Korb, und sie erwischte mich.“ „Wer?“ „Sie, die Schwarzzügige. Sie saß unter einem Torbogen der Mauer mit ihrer Staffelei und malte. Es wurde gerade hell und sie erzählte mir später, sie habe die Morgendämmerung über dem Fluß gemalt. „Sie haben Fische gewildert“, sagte sie. Was hätte ich erwidern sollen? Ich war ertappt. Sie hatte mich auf frischer Tat erwischt und sie wußte es.“ — „Was hat sie getan?“ „Nun, Cosmo, sie tat etwas Komisches. Sie sagte: Ich werde nichts verraten, wenn sie ins Schloß hinaufkommen und mich ihr Bild malen lassen, so wie Sie jetzt aussieht. Mit alten Kleidern und Aalen und allem! Und ich sagte: Also gut! Und wir gingen hinauf zum Schloß und sie fing gleich noch an diesem Morgen das Bild an. „Die ganze Familie ist für den Winter verreist, und ich bin abgesehen von dem Lakaien und Butler ganz allein hier“, sagte sie. „Von heute ab kommen

Sie jeden Morgen und fangen ihre Aale, und dann kommen Sie hinauf ins Schloß und lassen mich Sie malen.“ Und mein Onkel Silas fuhr fort zu berichten, wie er über eine Woche getan, was ihm von ihr gehalten, bis sich zuletzt etwas ereignete. Es regnete einen ganzen Tag lang und die darauffolgende Nacht hindurch in Strömen, und als er am nächsten Morgen zum Fluß hinunterging, fand er eine Überschwemmung vor und die kleine zum Schloß hinüberführende Steinbrücke vom Wasser weggerissen. Das bedeutete einen Umweg von sechs Meilen, und es war fast acht Uhr, als er das Schloß erreichte. Er schlüpfte wie gewöhnlich durch die Seitentreppe hinein, stieg die Treppe hinauf und trat in das Zimmer des Mädchens, — und dort, vor einem großen Drehspiegel, stand sie und malte sich selbst als Akt! „Und damit war alles zu Ende?“ fragte Cosmo. „Nein, Cosmo, damit fing es erst an. Sie tat etwas Komisches, etwas sehr Komisches. Sie fuhr ganz einfach fort zu malen. Ich dachte, Sie können nicht“, sagte sie, „daher malte ich wieder an diesem Selbstbildnis weiter. Geht es Ihnen? Nun, ich stand so, daß ich ihre Rückseite in Fleisch und Blut sehen konnte, ihre Seitensicht im Bild und ihre Vorderansicht im Spiegel, und ich war in eitel Verlegenheit. „Nun“, sagte sie, „vielleicht mögen Sie es nicht, weil es noch nicht fertig ist.“ Lassen Sie mich meine Kleider anziehen und dann wollen wir zusammen frühstücken, und Sie sagen mir, was Sie davon halten.“ Dann fuhr mein Onkel Silas fort zu erzählen, wie sie frühstückt und über das Bild gesprochen hätten und er so etwas gesagt hätte wie er selb nicht in der Lage, das Bild nach so kurzer Bekanntschaft mit dem Modell zu beurteilen. Sie werden mich morgen wiedersehen“, sagte sie, und so ging das weiter: sie malte sich als Akt und Silas war Zuschauer bis endlich, wie Silas sagte, ein Monat verstrichen war und er fast jeden Aal im Fluß gefangen hatte. „Du hast mich sie kalt nennen hören“, sagte Silas. „Daß sie nie einen Mann ansah und nie einen wollte? Das ist ein Märchen, Cosmo. Glaub das nicht. Es ist wahr, sie hat Männer nie angesehen. Aber einen Mann sah sie an. Und du weißt, wer das war.“ „Und wie ging es zu Ende?“ fragte Cosmo. „Wie es zu Ende ging? Etwas Tolleres geschah. Cosmo etwas Tolleres. Es gab zwanzig Schlafzimmer im Schloß und wir schliefen in jedem einzelnen davon. Dann, eines Nachts, war ich ein wenig angestülzelt und muß ins falsche Zimmer gegangen sein. Wie ich eintrat, sah ich sie mit einem andern Mann im Bett liegen. Sie stieß einen Schrei aus. „Mein Mann!“ rief sie, und ich rannte wie ein geblöter Blitz davon und die Regenröhre hinunter. Das Tolle ist, daß sie gar nicht verheiratet war, und zwar nie, und ich niemals herausfinden konnte, wer der Bursche war.“ „Du bist nie dahintergekommen?“ sagte Onkel Cosmo. „Nun, es war vor langer Zeit und ich habe sagen zu dürfen, daß es mir nicht das Herz bricht, wenn ich es dir jetzt sage. Ich weiß zu wenig, um zu wissen, wer dieser Mann war.“ „Du weißt es?“ „Ja.“ Onkel Cosmo holte tief Atem, zwirbelte seinen gewichsten Schnurbart und versuchte gleichzeitig reuenvoll und triumphierend auszu-sehen. „Silas“, sagte er, „ich gestehe es nur an. Nur genug . . . Aber es war ich.“ „Etwas mutmaßlich“, sagte mein Onkel Silas nicht. Er machte starre Augen und blickte zum Fenster hinaus. Er blickte hinunter auf den Wein in seinem Glas. Und endlich blickte er hinüber zu Onkel Cosmo selbst. „Cosmo“, sagte er schließlich, „du bist viel herumgekommen und hast allerhand gehört, aber du hast nicht viel gesehen. Weißt du nicht, daß es überhaubst kein Schloß in Stoke gibt? So wenig wie einen Fluß?“ Onkel Cosmo sagte nichts. „Und weißt du nicht mehr, wo du im Winter 93 warst?“ Onkel Cosmo sagte nichts. „Hast mir nicht erst gestern erzählt“, fuhr Silas fort, „meine Hand am Weinglas, daß du in jenem Jahr in Barbados ein wenig vertraulich mit der Tochter eines Bischofs gestanden habest? Nun, ist das nicht einigermaßen rätselhaft?“ Aber mein Onkel Cosmo hatte nichts darauf zu sagen. (Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagensell)

DAS ATTENTAT

VON JOSEF MARTIN BAUER

Peter Eisgruber stand vor dem Strafrichter und hatte sich zu verantworten wegen Beleidigung, tätlicher Bedrohung, gefährlicher Körperverletzung und noch einiger auf der gleichen Linie liegender Delikte. Zwar erweckte er in keiner Weise den Eindruck eines hemmungslosen oder gar brutalen Mannes, aber er bestritt auch nicht, die zweiundvierzigjährige, ledige, mit ihm weder verwandte noch verschwägerte Anna Dehmel über die dreizehnrtrige Treppe geworfen und in unzuweideriger Weise mit noch größeren Tätlichkeiten bedroht zu haben für den Fall, daß sie nicht sofort und für immer seine Wohnung verläßt.

Verschüchtert stand der unbedeutende Mann vor dem kloßigen Richterlich und beantwortete schnell, ohne Überlegen, ohne Übertreibung oder Beschönigung jede Frage. Als jedoch der Vorsitzende wissen wollte, was denn die Gründe dieser unverantwortlichen Handlungsweise gewesen seien, stockte der Angeklagte und wurde verlegen und als endlich eine Antwort kam, ging ein schallendes Gelächter durch den Saal, so daß der Vorsitzende mit der Ausweisung der Zuhörer drohen mußte. Eisgrubers ganze Antwort aber war nur gewesen: „Ich habe es getan, weil sie mich zu gut behandelt hat.“ Mehr war für den Augenblick nicht zu erfahren, darum brach der Vorsitzende die Vernehmung des Angeklagten ab und ließ die Zeugin Anna Dehmel in den Saal rufen.

Anna Dehmel war groß und kräftig, sie überragte, als sie neben Peter Eisgruber stand, den Mann um einen halben Kopf, ihr Lächeln aber war kindlicher, als die robuste Gestalt dies ahnen ließ, und mit flinken, lebhaften und gütigen Augen schaute sie zu den Männern auf, die an Peter Eisgruber die gerechte Strafe vollziehen sollten. Die etwas spitze, etwas neugierige Nase wandte sich flink von einem Fragesteller zum anderen.

Kam Sie dem Gericht einen Grund sagen, Fräulein Dehmel, für die brutale Handlungsweise des Angeklagten?“ „Nein, Herr Vorsitzender.“

„Sie haben ihm den Haushalt doch zur vollen Zufriedenheit geführt?“

„Ja“, sagte Anna bescheiden, „wenigstens war ich bestrebt, zu seiner Zufriedenheit zu arbeiten.“

Der Angeklagte Eisgruber ist wohl ein Jähzorniger, leicht aufbrausender Mann, der seine Unzufriedenheit mit Jähzornstößen zum Ausdruck brachte?“

„Herr Vorsitzender — was Herrn Eisgruber betrifft, so ist er bestimmt ein sehr ruhiger und besonnener Mann. Er hat nie mit Büchern oder sonstigen Gegenständen nach mir geworfen, er war gut zu mir, er hat mich vor zwei Monaten erst noch aufgebesert. Nur etwas leichtsinnig war Herr Eisgruber, zu wenig besorgt um die Ordnung im Haus, um die Gesundheit, um all die Dinge, die das Leben erhalten.“ „Dann verstehe ich nicht recht“, stöhnte der Vorsitzende, „was der Grund seines jähren Anfalles war.“

„Das verstehe ich auch nicht, Herr Richter. Aber — wenn ich Ihnen sage: es war ein richtiges — ein — na, wie nennt man das nun wieder?“

„Ein Attentat“, warf der Angeklagte von seinem Platz her ein.

„Ja Ein Attentat. Das ist das richtige Wort dafür.“ Und plötzlich sich beäunend wandte sie sich dem Angeklagten zu, erst und mildtätig: „Sie sind ja heiser, Herr Eisgruber! Sie haben sich verkühlt in diesem überhitzten Saal. Ich weiß doch: zu viel Hitze ist noch schlimmer als zu große Kälte. Da verkühlt man sich doppelt leicht, und wie ich Sie kenne, werden Sie morgen stockheiser sein.“ Dabei nestelte sie aus ihrer Handtasche Fahrscheinhäft, Schlüsselbund, Spiegel und noch einige bedeutungslose Sachen hervor, bis sie das gerunden hatte, was sie suchte. „Nehmen Sie doch diese Tabletten, Herr Eisgruber! Alle zwei Stunden zwei Tabletten, oder in fortgeschrittenen Fällen noch besser jede halbe Stunde eine Tablette! Einfach im Mund zergehen lassen wie ein Lutschbonbon!“

Da stand Peter Eisgruber auf und schaute hilflos, bittend den Vorsitzenden an. „Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Herr Vorsitzender, dann lassen Sie mich bitte in Haft nehmen!“

Ein Raunen der Verwunderung ging durch den Saal, dann lachte jemand auf den Zuhörerbänken, er lachte verhalten, gierend, indem er sich bemühte, das Lachen niederzuzwingen. Und dieses nicht niederzuringende Lachen steckte endlich alle an bis auf den Angeklagten und die Zeugin. Der Vorsitzende aber mußte dennoch streng sein. Er hatte selbst alle Mühe, das Lachen zu erwürgen, als er Peter Eisgruber fragte, warum er in Haft genommen werden wolle. „Ich meine nicht eine entehrende Haft“, stotterte Herr Eisgruber, „ich möchte nur so etwas wie eine Schutzhaft.“

Er war sichtlich verärgert über das Gelächter, das nun von neuem losbrach, und sein Zorn wirkte kindlich und grotesk, als er zu toben begann: „Sehen Sie, Herr Vorsitzender, Sie erleben es jetzt selbst, Sie hören es mit eigenen Ohren, wie sie es macht. Und da wundern Sie sich —“

„Ich wundere mich höchstens darüber, daß Fräulein Dehmel nach all dem Vorgefallenen sich mit solcher Liebe Ihrer annimmt.“

„Darüber brauchen Sie sich gar nicht zu wundern. Sie ist ja immer so. Sie treibt das nun schon sechs Jahre so mit mir, und wenn einem dann eines Tages die Geduld reißt, wird man vor Gericht gebracht und muß sich verantworten, weil man sich endlich einmal doch wehren mußte gegen diese liebevolle Fürsorge, die auch den besten Mann eines Tages zur Raserei bringt.“ „Das verstehe ich nicht“, lächelte der Vorsitzende.

„Nein“, knurrte Peter Eisgruber, „das verstehen Sie auch nicht.“ — Da aber mischte sich Fräulein Dehmel ein und betrachtete mittelstills den Angeklagten. „Wenn Sie das so weitermachen mit Ihren Zornausbrüchen, werden Sie keine fünfzig Jahre alt. Es ergeht Ihnen ganz so wie Ihrem Vater, der mit achtundvierzig Jahren schon gestorben ist.“

„Mein Vater ist bei einem Schiffsglück ertrunken und aus diesem Grund nur achtundvierzig Jahre alt geworden.“ „So?“ fragte Anna Dehmel etwas kleinlaut. Dann aber hatte sie sich sofort wieder gefaßt und sie klagte in mildem Vorwurf: „Wann hat der Mann auch auf ein Schiff gehen müssen? Es passieren doch so viele Unfälle mit Schiffen, daß man es sich überlegen sollte, so ein unsicheres Ding überhaupt zu betreten. Sie tun mir leid,



HENKELL
PRIVAT
*Ein BESONDERS reifer, BESONDERS
charaktervoller Sekt für
GROSSE Gelegenheiten RM 5.50*

*Altgedulgt und mit der gleichen
Liebe und Sorgfalt zum Reife gegylt*
HENKELL TROCKEN RM 1.50

HENKELL & CO - WIESBADEN-BIEBRICH

Vatersorgen

(R. Kriesch)



„... und sei, bitte, möglichst zurückhaltend, mein Kind, ich weiß genau, welche Gefahren auf solcher Reise einem jungen Mädchen drohen — schließlich bin ich ja selbst ein Mann.“ — „Du — Papa?“

Herr Eisgruber, daß Sie Ihren Vater so früh und auf so tragische Weise verlieren mußten.“ Bos und schneidend aber warf Eisgruber ihr seine Antwort hin: „Dem ist es wenigstens erspart geblieben, daß er mit Ihnen zusammenleben mußte.“ Da heulte Anna los. „Habe ich Ihnen vielleicht den Haushalt nicht mustermäßig geführt? Habe ich nicht gesorgt für Sie, daß man für ein hilfloses Kind nicht besser sorgen könnte?“

„Ich bin aber kein Kind!“ brüllte Peter in den Saal, und der Vorsitzende versuchte vergeblich das Wort wieder an sich zu reißen. „Sehen Sie, Herr Vorsitzender, so war das bei Anna Dehmel und bei mir. Sie hat mir den Haushalt aufs allerbeste geführt, und wenn ich es heute richtig betrachte, dann habe ich Ihr wohl unrecht getan, als ich sie über die Treppe warf.“

„Dreizehn Trittschritte hoch“, klagte Anna Dehmel und bedauerte sich selbst sowohl wie den Mann, der dassel tun mußte.

„Dreizehn Trittschritte, jawohl!“ sagte Eisgruber unbeirrt. „Meine Haushälterin hat mir nie etwas zu Leid getan. Sie war gut zu mir, sie war liebevoll und freundlich vom Morgen bis zum Abend, sie ließ meinen Schreibstisch nie verwehlosen, sie stellte die Uhren zweimal jeden Tag, damit ich nie zu spät zum Dienst kam, sie hielt meine

Anzüge, meine Wäsche, meine ganze Wohnung in bestem Stand, sie stellte mir täglich Obst, Konfekt, Keks und alles Mögliche auf den Tisch, aber —“

„Aber Sie haben Ihr diese Fürsorge auf solche Weise gelohnt“, murmelte vorwurfsvoll der Richter. Peter Eisgruber wurde hilflos, er konnte nicht erklären, was er erklären wollte. Dann aber sprudelte er es doch heraus:

„Sie hat mich mit Ihrer Ordnungsiebe, mit Ihrer Fürsorge, mit Ihrer allzugroben Aufmerksamkeit zur Raserei gebracht. Auf die Dauer hält der Mensch es nicht aus, daß er nicht husten darf, ohne daß sogleich die Krankenschwester mit Tabletten kommt, auf die Dauer werden einem die sorgsam gebügelten, faltenlosen Hemden zum Verdruß, auf Jahre hin kann man es nicht vertragen, wenn Montags Äpfel, Dienstags Keks, Mittwochs Aprikosen, Donnerstags Erdbeeren, Freitags Pralinen, Samstags Bananen, Sonntags gemischte Früchte auf dem Tisch stehen. Es wird fürchterlich, wenn die Uhr jeden Tag am gleichen Platz steht. Es ist entsetzlich, wenn man die Kopfwehtabletten hastig in einer Apotheke einnehmen muß, weil daheim sonst fürsorgende Hände sogleich Tee brauen. Jaja, Sie haben recht, Herr Vorsitzender, Anna war tatsächlich

eine Perle, aber wenn man zuweilen Gefallen finden möchte an rauhen, ungleich geschliffenen Kieselsteinen, dann kommt man vielleicht dazu, daß man die Perlen zertrübt. Diese Anna Dehmel hat mich mit soviel Liebe, soviel Fürsorge umgibt und gequält und mißhandelt, daß ich in meiner Ordnung und Sauberkeit und Gesundheit eines Tages zur Raserei kommen mußte. — Was dann eines Tages geschehen ist, das haben Sie ja in den Akten stehen.“ „Es war nicht so schlimm“, witzte Anna Dehmel kleinmütig ein. „Doch! Es war schon schlimm, es war brutal.“ So sagte der Angeklagte.

„Nein“, meinte Anna, „das mit den Drohungen war nicht so ernst gemeint. Und das mit der Treppe — ich glaube, er hat mich gar nicht hinuntergestoßen. Ich bin wohl fehlgetreten und selbst gestürzt.“ Da schüttelte der Vorsitzende den Kopf und schloß die Akten. Peter Eisgruber aber begriff erst, als er bereits den Saal verließ, was geschehen war. Denn Anna Dehmel ging an seiner Seite, sie rieb einen kaum sichtbaren Mauerfleck von seinem Anzug und sagte leise, daß sie es künftig anders machen werde. Peter Eisgruber ging stummförmig neben ihr her. Er machte es endgültig anders und heiratete seine Anna Dehmel.

Der störrische Sowjet-Bär

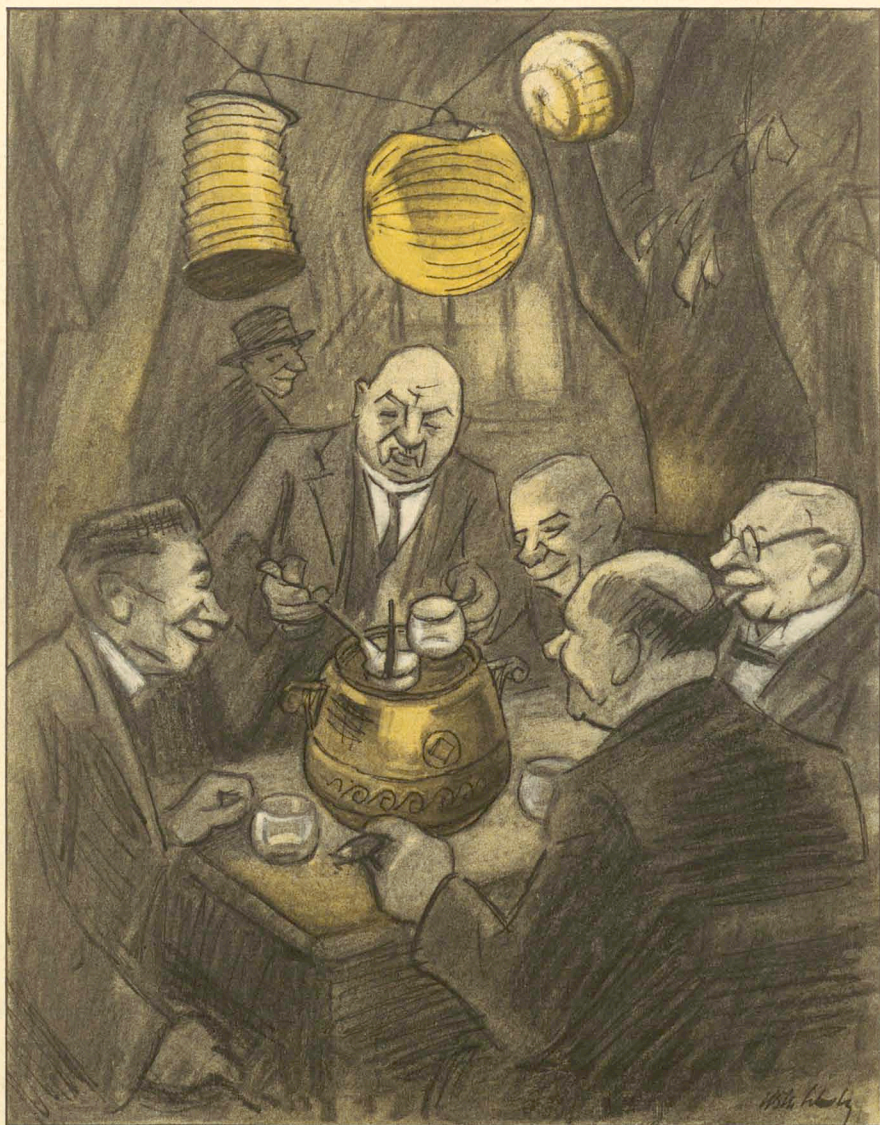
(O. Gulbransson)



„Stör mir meine Kreise nicht!“

Die Männer-Bowle

(Wilhelm Schutz)



„Zimtstangerl tuat ma doch net in die Erdbeerbowle!“
„Jessas, dös is ja mei Virginia, die wo i solang g'sucht hab!“